

Arbeiterpolitik

3. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 27

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
:: Numunderstraße Nr. 23. ::

Bremen, den 6. Juli 1918

Einzel-Nummer 20 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 84 Pfg.,
vierteljährl. 2.50 M. o. Bestellschein

Inhalt:

Eine Herrenhausrede Lord Byrons	Seite 161
Ueber die nächste Zukunft der sozialdemo- kratischen Parteien in Deutschland	163
Feuilleton: Eine Schiffergeschichte	166

Eine Herrenhausrede Lord Byrons.

Zum Wesen des Kapitalismus gehört die immerwährende technische Revolution der Produktionsmittel. Sie ist eine Waffe im Kampfe der Kapitalisten um den Anteil der Beute. Sie ist aber auch ein Mittel, um den langsamen Aufstieg der Arbeiterklasse immer wieder zu unterbrechen und den Arbeiter in scheinbar längst überwundenen Elend zurückzuwerfen. Furchtbar müssen diese technischen Revolutionen auf die Lage der Arbeiter wirken, wo diese ohne Organisationen der Willkür der Unternehmer ausgeliefert sind oder wo die Einführung neuer Maschinen mit so starken wirtschaftlichen Umwälzungen zusammenfällt, daß ihnen gegenüber die Organisationen versagen müssen.

Schrecklich waren die Wirkungen dort, wo sich der Kapitalismus zum erstenmale ungehemmt austoben konnte, in England. So warf zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Dampfwebstuhl 800 000 Weber aufs Pflaster und damit in ein Pfuhl von Elend, Hunger und Jammer. Die Arbeiter empörten sich gegen das Maschinenungeheuer, das sie aufraß. Verschworen unter dem Namen der Ludditen, zerstörten sie die Maschinen, wo sie nur konnten.

Diese Attentate auf das geheiligte Eigentum des Kapitals führten zu blutigen Unterdrückungsmaßregeln der Regierung der Castlereagh und Konsorten, die ihren Blutrausch in drakonischen Gesetzen und Urteilen austobten. Zu einer dieser Gesetzesvorlagen ergriff auch der Dichter Lord Byron im House of Lords am 27. Febr. 1812 das Wort in einer Rede, die durch ihre Gesinnung, wie ihre Objektivität, ihr starkes Gefühl für die Enterbten, wie durch die ägende Schärfe ihres Hohns, den Ruhm des Dichters heller erstrahlen läßt.

Hier ist sie:

„Meine Lords, die Sache, die jetzt zum erstenmale Ew. Lordschafft vorgelegt wird, ist, obwohl neu für das Haus, doch durchaus nicht für das Land. Ich glaube, sie hat die ernsthaften Gemüter beschäftigt, lange bevor Einschreiten allein wirklich Nutzen schaffen kann. In mancher Hinsicht mit der leidenden Grasschaft verbunden, obwohl ein Fremder nicht allein diesem hohen Hause im allgemeinen, sondern auch fast jedem Einzelnen, dessen

Aufmerksamkeit ich zu finden hoffe, muß ich Ihre Nachricht in Anspruch nehmen, während ich Ihnen einige Bemerkungen über die Frage vorlege, an der ich selbst tief interessiert bin.

Es würde überflüssig sein, in die Einzelheiten der Unruhen einzugehen. Das Haus ist schon davon unterrichtet, daß jede Art von Gewalttaten bis zum Blutvergießen begangen worden ist, und daß die den Aufrihrern preisgegebenen Webereibesitzer und alle Personen, die mit ihnen verbunden erschienen, Beleidigungen und Gewalttätigkeiten ausgesetzt gewesen sind. Während der kurzen Zeit, die ich kürzlich in Nottinghamshire zubrachte, vergingen keine zwölf Stunden ohne einen neuen Gewaltakt, und an dem Tage, wo ich die Grasschaft verließ, hörte ich, daß in der vergangenen Nacht vierzig Webstühle zerschlagen worden waren, wie gewöhnlich ohne Widerstand zu finden und ohne daß die Sache aufgeklärt worden wäre.

So lagen die Dinge in der Grasschaft und ich habe Grund zur Annahme, daß sie jetzt noch so liegen. Aber wenn diese Gewalttaten zugestandener Maßen einen beunruhigenden Umfang angenommen haben, so darf doch nicht geleugnet werden, daß sie aus einem unvergleichlichen Jammer herausgewachsen sind: Die Beharrlichkeit dieser elenden Menschen in ihrem Vorgehen beweist, daß nur der absolute Mangel einen so großen und einst recht-schaffenen und arbeitsamen Teil des Volkes zu Ausschreitungen getrieben haben kann, die für sie selbst, ihre Familien und das Land so gefährlich werden können.

Zu der Zeit, die ich im Auge habe, waren Stadt und Grasschaft stark mit Truppen belegt, die Polizei war in Bewegung, die Magistrate versammelt, aber alle diese Maßregeln der Zivil- und Militärbehörden haben zu nichts geführt. Nicht ein einziges Mal ist ein wirklich Schuldiger auf frischer Tat ergriffen worden, gegen den genügende Schuldbeweise vorlägen. Aber die Polizei, obwohl nutzlos, war doch nicht müßig: einige notorisch Schuldige sind entdeckt worden, Leute, bis zum klarsten Augenschein überführt des Kapitalverbrechens der Armut, Leute, welche die Schmach auf sich geladen hatten, rechtmäßig mehrere Kinder zu erzeugen, die sie, dank der Zeiten, nicht ernähren konnten.

Beträchtlicher Schaden ist den Besitzern der verbesserten Webstühle zugefügt worden. Diese Maschinen waren ihnen in dem Maße vom Vorteil, als sie sie der Notwendigkeit enthoben, eine große Zahl von Arbeitern zu beschäftigen, die demgemäß dem Hunger überantwortet wurden. Insbesondere bei einer Art von Stühlen leistet

ein Mann die Arbeit von vielen und die überflüssigen Arbeiter werden aus ihrer Stelle gejagt. Doch muß bemerkt werden, daß die so geleistete Arbeit von schlechter Qualität, daß sie bei uns nicht marktfähig ist und nur im Hinblick auf die Ausfuhr herunter gehaspelt wird. Im Handelsjargon führt sie den Namen „Spinnengewebe“. Die aufs Pflaster geworfenen Arbeiter, statt sich zu freuen über die der Menschheit so wohlthätigen Verbesserungen der Maschinen, fühlen sich in ihrer blinden Unwissenheit als Opfer der mechanischen Verbesserungen. In der Einfalt ihres Herzens bilden sie sich ein, daß Wohlfahrt und ausreichende Ernährung der fleißigen Armen notwendiger seien als die Bereicherung einiger Weniger durch Erfindungen, die den Arbeiter außer Arbeit bringen und ihn seines Lohnes berauben.

Und es muß zugestanden werden, daß, wenn auch die Einführung neuer Maschinen bei dem Wirtschaftsstande, dessen sich das Land einst rühmte, wohlthätig für die Unternehmer sein konnte ohne die Arbeiter zu schädigen, aber bei der jetzigen Lage unserer Industrie, wo die Waren ohne Aussicht auf Export auf den Stapelplätzen verrotten, bei der großen Nachfrage nach Arbeit und dem Versinken der Arbeiter, müssen Maschinen der erwähnten Art den Sammer und die Unzufriedenheit der getränkten, leidenden Masse verschlimmern.

Aber die wahre Ursache dieses Elends und dieser Aufstände liegt tiefer. Wenn wir hören, daß sich diese Leute zusammengeschlossen haben, um nicht allein ihren Wohlstand, sondern sogar ihre wirklichen Subsistenzmittel zu zerstören, können wir dann vergeffen, daß es die grauenhafte Politik, der verderbliche Krieg der letzten achtzehn Jahre gewesen ist, der ihren Wohlstand, euren Wohlstand und den Wohlstand aller vernichtet hat? Diese Politik, welche, gemacht von den „größten Staatsmännern aller Zeiten“, die Toten überlebt hat, um zum Fluch der Lebenden bis ins dritte und vierte zu werden. Diese Leute zerstörten ihre Webstühle erst, als sie nutzlos waren, schlimmer als nutzlos, erst als sie handgreifliche Hindernisse wurden bei den Versuchen, ihr täglich Brot zu erlangen. Können Sie sich denn wundern, daß in Zeiten wie diesen, wo Bankrott, überführter Betrug und bestrafte Untreue in gesellschaftlichen Kreisen nicht weit unter Ew. Lordschaft gefunden worden sind, der unterste, wenn auch einst sehr nützliche Teil des Volkes in seinem Elend seine Pflicht vergißt und viel weniger schuldig wird als mancher seiner Vertreter?

Aber während die hochgestellten Lumpen Mittel finden, um dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen, müssen neue Kapitalstrafen erfunden, müssen neue Todesstrafen gelegt werden für den elenden Handarbeiter, der ins Verbrechen hineingehungert worden ist. Diese Leute waren willig zu graben, aber der Spaten war in anderen Händen; sie schämten sich nicht zu betteln, aber da war niemand, der ihnen half; ihre eigenen Arbeitsgelegenheiten war ihnen abgeschnitten, alle anderen Stellen besetzt und ihre Ausschreitungen, obwohl beklagenswert und zu verdammen, können doch kaum zu Erstaunen Anlaß geben.

Es ist behauptet worden, daß Personen, die vorübergehend Webstühle besaßen, ihre Zerstörung begünstigt haben. Wenn dies durch die Untersuchung erwiesen werden sollte, wäre es notwendig, diese Mittäter vor

allem zu bestrafen. Aber ich hätte gehofft, daß Maßregeln, die von Sr. Majestät Regierung Ew. Lordschaft Entscheidung vorgelegt würden, Entgegenkommen zur Grundlage gehabt hätten, oder, wenn das aussichtslos gewesen wäre, daß eine vorausgehende Erhebung über die Lage der Arbeiter als nötig erachtet worden wäre, nicht, daß von uns plötzlich ohne Prüfung und ohne Anlaß verlangt worden wäre, Urteilsprüche in Bausch und Bogen zu erlassen und blindlings Todesurteile zu unterzeichnen.

Aber zugestanden, daß diese Leute keine Ursache zur Klage hätten, daß ihre und ihrer Unternehmer Beschwerde gleicherweise grundlos seien, daß sie das Schlimmste verdienten, welche Dummheit hat sich in der Methode gezeigt, sie zurückzuhalten. Warum wurde das Militär aufgeboten, um zum Gespött zu werden, wenn es überhaupt aufgeboten werden mußte. Soweit es der Unterschied in der Jahreszeit zuließ, haben sie den Sommerfeldzug des Majors Sturgeon parodiert und in der Tat ähneln alle zivilen und militärischen Maßregeln denen des Majors und der Garratter Korporation. Diese Züge und Gegenzüge von Hottingham nach Bullwell, von Bullwell nach Banford, von Banford nach Mansfield!

Und wenn dann das Detachement am Ziele ankam in all dem „Pomp und Glanz und Getue des glorreichen Krieges“, kamen sie gerade recht, um Zeuge zu sein der Untat, die geschehen war und das Entweichen der Uebelthäter festzustellen, die „spolia opima“ (Trophäen) in den Fragmenten der zerbrochenen Webstühle zu sammeln und unter dem Spott der alten Weiber und dem Geschrei der Kinder in ihre Quartiere zurückzukehren. Obwohl zu wünschen wäre, daß in einem freien Lande das Militär nie zu fürchtbar sei, wenigstens nicht gegen uns selber, so kann ich doch die Politik nicht begreifen, die das Militär in eine Lage bringt, in der es nur lächerlich werden kann.

Da das Schwert das schlimmste Argument ist, das angewandt werden kann, so sollte es auch das letzte sein. In diesem Falle ist es das erste gewesen, aber voraussichtlich wie bisher nur in der Scheide. Die jetzige Maßregel will es aus der Scheide reißen. Wären Versammlungen abgehalten worden bei dem ersten Auftreten der Unruhen, wären die Beschwerden dieser Leute und ihrer Unternehmer (denn auch die haben Beschwerden) ehrlich abgemogen und rechtlich untersucht worden, so wären, glaube ich, Mittel gefunden worden, um diese Arbeiter ihrer Beschäftigung wieder zuzuführen und der Grafschaft die Ruhe wiederzugeben. Jetzt leidet die Grafschaft unter der doppelten Last eines trägen Militärs und einer hungernden Bevölkerung.

In welcher Abspannung haben wir solange gelegen, daß sich dieses Haus erst jetzt mit diesen Unruhen beschäftigen kann? Das alles hat sich innerhalb 130 Meilen von London zugetragen, und wir „gute, brave Leute, sahen ganz sicher unsere Größe reifen“ und haben uns niedergesetzt, um unsere auswärtigen Triumphe inmitten häuslicher Schwierigkeiten zu feiern. Aber all die Städte, die ihr genommen habt, alle Armeen, die vor euren Führen zurückwichen, sind nichts als armelige Mittel eurer Selbstbemehrung, wenn euer Land sich gegen sich selbst zerklüftet, wenn eure Dra-

goner und eure Henker gegen eure Mitbürger losgelassen werden.

Ihr nennt diese Leute einen widerspenstigen, gefährlichen und unwillkenden Mob und scheint zu denken, der einzige Weg, die „Bellus multorum capium“ (das vielköpfige Ungeheuer) zu beschwichtigen, sei, einige seiner überflüssigen Köpfe abzuschlagen. Aber selbst ein Mob dürfte durch eine Mischung von Ernst und Entgegenkommen leichter zur Vernunft gebracht werden, als durch neue Aufregungen und verdoppelte Strafen. Achten wir auf unsere Verpflichtungen gegenüber dem Mob! Es ist ein Mob, der auf euren Feldern arbeitet, der in euren Häusern dient, der eure Flotte bemannt — und eure Armee rekrutiert — der euch in Stand gesetzt hat die ganze Welt herauszufordern, er kann auch euch herausfordern, wenn Vernachlässigung und Not ihn zur Verzweiflung treiben!

Nennt immerhin das Volk Mob, aber vergeßt nicht, daß ein Mob zu oft die Gefühle des Volkes ausdrückt. Und hier muß ich bemerken, mit welcher Leichtigkeit ihr euren in Not gebrachten Verbündeten zu Hilfe sragt, und ihr die ins Elend gestürzten eures eigenen Landes überleitet der Sorge der Vorsehung — oder dem Verrecken. Als die Portugiesen unter dem Rückzuge der Franzosen litten, wurde jeder Arm ausgestreckt, jede Hand geöffnet, von des reichen Mannes Freigebigkeit bis zum Scherflein der Witwe, alles wurde dargebracht, damit jene ihre Dörfer wieder aufbauen und ihre Kornspeicher wieder füllen konnten. Aber jetzt, wo Tausende mißleiteter, aber höchst unglücklicher Landsleute mit dem äußersten Unrecht und Hunger kämpfen, scheint euer Mitleid, das draußen begann, zu Hause am Ende zu sein. (Ein englisches Sprichwort heißt: Mitleid beginnt zu Hause.) Eine viel geringere Summe, der Zehnte von der Spende an die Portugiesen, selbst wenn diese Leute nicht wieder ihre Arbeitsstellen hätten erhalten können, was ich nicht ohne weiteres beurteilen kann, würden die zärtliche Barmherzigkeit von Bajonett und Galgen unnötig gemacht haben.

Ich habe das Schlachtfeld auf der Halbinsel (Spanien?) durchquert, ich bin in einigen der am meisten unterdrückten Provinzen der Türkei gewesen, aber selbst unter den despotischsten und treuloösesten Regierungen trat mir solch schmutziges Elend nicht entgegen, als ich seit meiner Rückkehr im Herzen eines wahrhaft christlichen Staates gesehen habe. Und welches sind eure Heilmittel?

Nach Monaten von Untätigkeit und nach Monaten von noch schlimmerer Tätigkeit kommt endlich das große Spezifikum hervor, das unfehlbare Mittel aller Staatsdoktoren von den Tagen Drakons bis heute. Nachdem sie den Puls gefühlt und über den Patienten den Kopf geschüttelt, verschreiben sie die übliche Warmwasserkur und den Aderlaß, das warme Wasser eurer ekelhaften Polizei und die Lanzetten eures Militärs; diese Krämpfe müssen zum Tode führen, dem sicheren Erfolg aller Rezepte der politischen Sangrados.

Gegen wir uns die handgreifliche Ungerechtigkeit und die sichere Unwirksamkeit dieses Gesetzes beiseite, werden wir dann in unseren Strafbestimmungen nicht genug Kapitalstrafen finden? Gibt es nicht Blut genug in eurem Strafgesetzbuche, daß noch mehr vergossen wer-

den muß, auf daß es gen Himmel steige und gegen euch zeuge? Wie wollt ihr das Gesetz in die Wirklichkeit umsetzen? Könt ihr eine ganze Grafschaft in ihre eigenen Gefängnisse setzen? Wollt ihr auf jedem Felde einen Galgen errichten und die Leute als Vogelscheuchen daranhängen? Oder wollt ihr das Volk bezimern, wie ihr es müßt, wenn die Maßregel verwirklicht werden soll? Den Belagerungszustand über die Grafschaft verhängen? Alles um euch entvölkern und wüßt legen? Und Sherwod Forest als Kronengeschenk wiederherstellen in seiner früheren Bedeutung als königliche Jagd und Zufluchtsort für Geächtete? Sind das die Heilmittel für eine hungernde, verzweifelte Bevölkerung? Sollen die Ausgehungen, die euren Bajonetten trotzen, am Galgen gebleicht werden? Wenn der Tod eine Erleichterung ist und die einzige Erleichterung, die ihr ihm anscheinend zugestehen wollt, sollen sie dann durch Dragonaden zur Ruhe gebracht werden? Soll das, was eure Grenadiere nicht ausrichten können, von euren Henkern vollendet werden? Wenn ihr in gesetzlichen Formen vorgehen wollt, wo sind eure Beweise? Diejenigen, die ihre Mitschuldigen nicht angaben, als Deportation nur die Strafe war, werden kaum gegen sie zeugen, wenn ihnen der Tod droht.

Bei aller schuldigen Achtung vor der entgegengesetzten Meinung der edlen Lords glaube ich, daß eine rechtzeitige Erhebung sie veranlaßt hätte, von ihrem Sam abzugehen. Diese vorzügliche Staatsmaßregel, die in vielen und neuen Fällen wunderbar gewirkt hat, würde auch hier nicht versagt haben. Wenn ein Gesetzesvorschlag auf Verbesserung und auf Linderung der Lasten gemacht wird, so zögert ihr, ihr beratschlagt jahrelang, ihr windet euch und doktort an den Auffassungen der Menschen herum; aber ein Blutgesetz muß aus den Händen flüßchen, ohne einen Gedanken auf die Folgen zu verschwenden. Nach allem, was ich gesehen und gehört habe, weiß ich gewiß: Geht das Gesetz unter all den vorhandenen Umständen hinaus ohne Erhebungen, ohne Erleichterungen, so würde nur Ungerechtigkeit zur Erbitterung kommen, Barbarei zur Vernachlässigung. Die Väter dieses Gesetzes müßten zufrieden sein, den Ruhm jenes Aihener Gesetzgebers zu erben, von dem es heißt, daß seine Gesetze nicht mit Tinte, sondern mit Blut geschrieben waren.

Aber stellt euch einen Menschen vor, wie ich sie gesehen habe — abgemagert vor Hunger, finster aus Verzweiflung, umgeben von seinen Kindern, für die er nicht imstande ist, das tägliche Brot zu schaffen, vorbereitet, für immer von seiner Familie gerissen zu werden, die er kürzlich noch durch friedliche Arbeit ernährte, wo es nicht seine Schuld ist, daß er es jetzt nicht mehr kann — stellt euch diesen Mann vor und Behntausende gibt es davon, aus denen ihr eure Opfer wählen müßt, vor Gericht geschleift, um mit den Waffen dieses neuen Gesetzes behandelt zu werden; da werden noch zwei Dinge nötig sein, um ihn zu überführen und zu verurteilen und die sind nach meiner Meinung: Zwölf Schlächter als Geschworene und ein Henker als Richter!

Ueber die nächste Zukunft der sozialdemokratischen Parteien in Deutschland.

(Schluß.) Man braucht es nicht in der Form zu machen, daß

die Unabhängigen einfach wieder in die Scheidemannpartei eintreten. Es wird der Tag kommen, an dem die Scheidemänner es vorteilhaft erachten werden, wieder etwas radikaler zu tun, etwas rötter schillern. Dann können die Unabhängigen sie als reutige Sünder an ihre Brust drücken und Vergebung alles Vergangenen gewähren. So wie diesen gibt es noch eine Menge Wege für geschickte Diplomaten, um sachlich sich der Politik der Scheidemänner anzuschließen und doch nach außen hin die Form zu wahren. Sie werden diese Wege finden und einen davon einschlagen.

Oder sollten sie vielleicht nicht können, weil sie sich jetzt gar zu scharf bekämpfen, gar zu hitzige Ausdrücke einander gebrauchen? — Was darin geleistet werden kann, sei sofort an einem Beispiel aufgezeigt:

Schon beginnt ein neues Wort neue Nebel zu verbreiten, das Wort: Opposition. Schon beginnt in der Opposition das alte böse Spiel der „Sammlung“, Einheit, Einheit über alles, zwar nicht in der Gesamtpartei, aber in der Opposition.

Was heißt Opposition? — Ein neuer Götz statt des eben gestürzten?

Was heißt Sammlung? — Eine neue Unwahrheit statt der eben zerlegten.

Was heißt Einheit? — Eine neue lähmende „Disziplin“ statt der eben durchbrochenen.

Dreimal nein!

Ja, wenn die Opposition eine Gemeinschaft des Geistes und des Willens wäre, einzig in Prinzip und Taktik, aktionsfähig und aktionsbereit! Aber sie ist es nicht.

Gemeinsame Arbeit, soweit Uebereinstimmung herrscht. — Für Sammlung ohne Klärung, ohne Uebereinstimmung? nein! Sammlung „zur Unterwerfung rücksichtsloser Entschlossenheit unter die Botmäßigkeit vorächtiger Rechnungsträger!“ — nein! Sammlung bis zu den Anhängern der Politik des 4. August, die sich heute von ungefähr zur „Opposition“ rechnen? — was da hieße: Sammlung auf dem Boden dieser Politik? — nein! Auch nicht Zusammenschluß jener mittleren Elite, auf jener „breiten und krummen Kompromißstraße des marxistischen Zentrums“. Keine andere Sammlung als auf der schnurgeraden Bahn, die die Grundzüge des internationalen Sozialismus weisen, und von der nicht um Haarsbreite abgewichen werden darf, soll nicht die Zukunft eine noch traurigere Kopie der traurigen Vergangenheit und Gegenwart sein.

Oder soll an der Schwelle der neuen Internationale neue Vertuschung, neue Grenzverwischung stehen? Soll sie den ärgsten, ältesten der Flügel erben, an dem die alte Internationale zu Grunde ging? Dann lieber gleich zurück zum alten Sumpf, er ist nicht tiefer als der neue!

Von wem stammen diese markigen Worte, die den Nagel auf den Kopf treffen? Sie stehen in einem der ersten Spartakusbriefer, am 3. Februar 1916, und sollen begründen, warum die Spartakusgruppe unter keinen Umständen mit der damaligen Arbeitsgemeinschaft zusammengehen konnte, sondern ihr den schärfsten Kampf ansagen mußte. Der Kampf ward auch zur Tatsache. Wohl ein Jahr lang haben sich Spartakusgruppe und Arbeitsgemeinschaft ebenso scharf bekämpft, wie jetzt die Scheidemannpartei und die Haasepartei tun. Das hat aber doch nicht verhindert, daß sie im Oktober 1917 sich die Hand reichten, daß die Spartakusse in der Arbeitsgemeinschaft aufgingen und sich mit der kleinen Konzeption eines neuen Namens begnügten.

Die Arbeitsgemeinschaft mußte sich in „Unabhängige Sozialdemokratie“ umbenennen, damit es nach außen so aussah, als habe sie durch Aufnahme der Spartakusse ihren Charakter geändert. Das genügte den Spartakussen, um den Zusammenschluß auf der breiten und krummen Kompromißstraße des marxistischen Zentrums zu vollziehen, den Zusammenschluß selbst mit den August-

männern Erdmann, Jäckel, Edmund Fischer, Eduard Bernstein, die sich heute von ungefähr zur Opposition rechnen, den Zusammenschluß zwecks Unterwerfung rücksichtsloser Entschlossenheit unter die Botmäßigkeit vorächtiger Rechnungsträger.

Nun, zu einer solchen Konzeption werden die Scheidemänner auch bereit sein. Auf einen neuen Namen für ihre Partei wird es ihnen gewiß nicht ankommen, wenn sie sich sonst aus dem Wiedereintritt der Unabhängigen ein Vorteil versprechen.

2. Prinzipielle Begründung.

Und warum sollten eigentlich die Unabhängigen bis in alle Ewigkeit den Scheidemännern als unverföhnliche Feinde gegenüberstehen? Warum sollten sie nicht wieder mit ihnen zusammengehen? — Ihr meint, sie haben verschiedene Ziele, verschiedene Methoden, verschiedene Grundzüge? — Aber das wollen wir uns doch erst einmal näher ansehen.

Es ist wahr, die Scheidemänner unterstützen ganz offen die Regierung, die Unabhängigen reden und schreiben gegen diese Politik, die Scheidemänner bewilligen die Kriegskredite, die Unabhängigen lehnen sie ab.

Unwillkürlich drängt sich schon hier der Gedanke auf: der Krieg wird ja nicht ewig dauern, einmal wird doch der Tag kommen, an dem keine Kriegskredite mehr zu bewilligen, keine kriegspolitischen Maßnahmen mehr zu unterstützen sind. Wo bleibt dann der Unterschied zwischen Unabhängigen und Scheidemännern? Was hindert sie dann, wieder Arm in Arm und im trauten Verein — den nächsten Umfall der internationalen Sozialdemokratie vorzubereiten?

Aber so weit brauchen wir garnicht zu gehen. Es genügt, die Gegenwart aufmerksam zu betrachten.

Mit welcher Begründung nämlich lehnen die Unabhängigen die Kriegskredite ab? Weil es, sagen sie, jetzt für Deutschland kein Verteidigungskrieg mehr sei. Der Ansturm der Feinde sei soweit abgewehrt, daß von einer Bedrohung der deutschen Grenzen keine Rede mehr sei.

Demgegenüber argumentieren die Scheidemänner so: es ist richtig, daß im gegenwärtigen Augenblick, bei der jetzigen Kriegslage Deutschlands Grenzen nicht bedroht sind, aber solange der Krieg nicht zu Ende ist, könne das jeden Tag wieder eintreten. Wollte man heute der deutschen Regierung die Mittel zur Fortsetzung des Krieges verweigern, wollte man durch Munitionsfreize die deutsche Heeresführung lahmlegen, so würden die deutschen Armeen zurückgeschlagen und alsbald würden die feindlichen Heere die deutschen Grenzen überfluten. Wer das Land verteidigen will, dürfe die Mittel dazu nicht, wie Ledebour, erst dann hergeben, wenn die Russen an der Oder und die Franzosen am Rhein stehen, dann sei es zu spät, wirksame Verteidigung müsse viel früher einsetzen.

Demnach unterscheiden sich die beiden Parteien nur in dem Urteil darüber, ob der Krieg in seinem gegenwärtigen Stadium ein Verteidigungskrieg sei oder nicht. Daß für den Verteidigungskrieg die Mittel bewilligt werden müssen, darüber sind sie sich einig.

Nun muß aber jedem Denken einleuchten, daß bei dieser Meinungsdivergenz Logik, Konsequenz und gesunder Menschenverstand durchaus auf Seite der Scheide-

männer stehen. Was Ledebour hierüber gesagt hat, ist direkt unvernünftig. Soll die Verteidigung wirksam sein, so muß sie den Feind von vornherein von den Grenzen des Landes fernhalten, darf aber nicht erst beginnen, wenn der Feind schon im Herzen des Landes steht. Denn dann bedarf es zehnfach größerer Anstrengungen, um ihn wieder hinauszuerwerfen, und die Aussicht, daß es überhaupt gelingt, ist sehr viel geringer. Das Beispiel Belgiens und Frankreichs lehrt das doch deutlich genug. Schließlich aber ist ein Zank darum, ob man die Gelder zum Kriegführen etwas früher oder später bewilligen soll, doch wirklich kein Grund, die Partei zu spalten und sich ewig in den Haaren zu liegen.

Das Wesentliche der Sache liegt ganz wo anders, liegt viel tiefer. Die Unabhängigen sagen der Scheidemannpartei nach, sie habe den Boden des Sozialismus verlassen, sie sei zu einer staatserkhaltenden Partei geworden, weil sie die Kriegspolitik der Regierung unterstütze. Worin besteht diese Unterstützung?

Ist es für die Regierung wirklich so sehr wichtig, daß die Sozialdemokraten die Kriegskredite bewilligen und auch sonst hier und da irgend einer Vorlage, sei es durch direkte Zustimmung, sei es durch ihr allgemeines Verhalten, zur Annahme verhelfen? — Setzen wir den Fall, sie täten das nicht, so würde darum die Regierung im Reichstag, wie in der Heeresführung doch alle ihre Absichten durchsetzen. Denn den 110 sozialdemokratischen Abgeordneten stehen ja 287 bürgerliche gegenüber. Wenn selbst seit dem 4. August 1914 kein einziger Sozialdemokrat für Kriegskredite gestimmt hätte, sie wären darum doch bewilligt worden. Darin also liegt die Unterstützung nicht. Worin denn sonst?

Seit vielen Jahren hatte die sozialistische Theorie gezeigt, wie aus dem Wesen des Kapitals selbst, aus seinem Hunger nach Mehrwert, das Bedürfnis nach Expansion der großen Kapitalismächte entspringt, d. h. das Bedürfnis, ihre wirtschaftliche und militärische Macht über die Landesgrenzen hinauszutragen. Sie hatte ferner gezeigt, wie daraus Interessenkonflikte zwischen den Großmächten und zuletzt der Weltkrieg entstehen müsse. Man braucht nur die Publikationen der internationalen Sozialdemokratie, besonders der deutschen, die letzten 20 Jahre vor dem Krieg zu vergleichen, und man sieht, daß alles so gekommen ist, wie es dort vorausgesagt wurde. Aber freilich entwickeln sich die Dinge niemals von selbst. Stets sind es die Menschen, die sie machen.

Die imperialistischen Gesetze mochten sie noch so scharf werden — um sich im Kriegsgewitter zu entladen, brauchten sie doch auch Menschenmassen, die bereit waren, sich für sie zu schlagen, Blut und Leben hinzuopfern. Mit anderen Worten: für ihre Kriegspolitik war die Regierung eines jeden Staates darauf angewiesen, Kriegsbegeisterung in den Volksmassen anzutreffen oder zu entfachen.

Auch das hat die deutsche Sozialdemokratie vor dem Kriege gewußt, kein anderer als der Abgeordnete Haase hat es im November 1912 auf dem internationalen Kongress zu Basel ausgesprochen,

„daß eine Truppe keinen Sieg erringt, die nicht mit voller Begeisterung und Hingabe für eine große Sache in die Schlacht zieht.“

Für alle Regierungen, deren Staaten in den Krieg verwickelt wurden, war es mithin eine Frage von größter

Wichtigkeit, ja eine Frage von Leben und Tod, ob es ihnen gelingen werde, in den breiten Massen des eigenen Volkes die nötige Kriegsbegeisterung zu entzünden.

Wie dabei in Frankreich verfahren wurde, das findet man von einem, der die Dinge offenbar genau kennen muß, geschildert in einer Broschüre, die schon im Jahre 1911 zu Paris erschienen ist. Sie heißt „Der kommende Krieg“, von den Franzosen Francis Delaissi, und ist 1915 überetzt und in Deutschland verbreitet worden.

Wenn dann die öffentliche Meinung genügend aufgepeitscht ist, wird der (von Delaissi verursachte) englisch-deutsche Zusammenstoß erfolgen. Dann wird die französische Regierung die Hand auf alle Telegramme legen und nur eine amtliche Notiz wird der Presse übermittelt werden.

Am nächsten Morgen werden in allen Blättern mit handgroßen Buchstaben die schicksalschweren Worte stehen: Die belgische Neutralität ist verletzt worden! Die deutsche Armee marschert auf Lille!

Denn das ist gerade der Witz bei der Sache: man wird nicht sagen, daß nur das Armeekorps von Namur nach Antwerpen marschiert, sondern man wird die deutsche Armee sich gegen die französische Grenze bewegen lassen.

Auf diese furchtbare Nachricht hin, die die Presse im weitesten Umkreise verbreiten wird, wird der Bauer aus der Bretagne oder aus dem Cantal, ebenso wie der schlecht informierte französische Kleinbürger überzeugt sein, daß Frankreich angegriffen ist. Ohne daß sie Zeit haben nachzudenken, in größter Hast wird man sie in Viehwagen packen und auf die belgischen Schlachtfelder schicken.

Man wird zugeben, daß Delaissi schon im Jahre 1911 die Methode kannte, welche 1914 zur Anwendung kam.

Für die Kriegspolitik der Regierung gibt es keine mächtigere Unterstützung, als die Volksmassen für den Verteidigungsgedanken zu gewinnen. Das aber tun die Unabhängigen genau ebenso wie die Scheidemannpartei. In diesem Kern- und Zentralpunkt des Problems, in dieser allein wesentlichen Frage handeln sie genau so patriotisch und staatserkhaltend wie ihre feindlichen Brüder. Warum also ihr Licht unter den Scheffel stellen?

Und wie in diesem, so stimmen beide Parteien auch noch in dem anderen wesentlichen Punkte überein: beide sind parlamentarische Parteien. Genau wie die Scheidemänner, genau wie die ehemalige Sozialdemokratie erblicken auch die Unabhängigen ihre wichtigste Aufgabe darin, möglichst viel Mandate im Reichstag und in sonstigen Parlamenten zu befehlen. Trotz allem, was inzwischen die Ohnmacht des bürgerlichen Parlaments enthüllt hat, glauben sie immer noch dadurch „politische Macht“ zu gewinnen. Sie befolgen also mit Eifer und Ueberzeugung das alte System, daß den Arbeitermassen nichts weiter zu tun übrig läßt, als sich von Zeit zu Zeit pünktlich mit dem Stimmzettel an der Wahlurne einzufinden, und sie so zu Puppen in der Hand ihrer Führer macht.

Jenes System, welches nicht das bürgerliche Parlament als ein Hilfsmittel für die Laten des Proletariats anwendet, sondern umgekehrt das Proletariat als ein Hilfsmittel für die Laten des Parlaments. Mit einem Wort, jenes System, welches den Zusammenbruch der Partei am 4. August 1914 erst möglich gemacht hat.

Der Streit und Zank zwischen den Unabhängigen und den Scheidemännern geht um Außerlichkeiten und Nebendinge. In ihres Wesens Wesenheit stimmen beide überein. Deshalb darf man nichts anderes erwarten, als ihre Wiedervereinigung.

Feuilleton

Eine Schiffergeschichte.

„Hm —!“ entgegnete der Steuermann langsam.

Mehr pflegte er niemals zu antworten, wenn er gefragt wurde; denn er liebte es nicht, augenblicklich zu antworten. Wenn er aber allein sprechen durfte, ohne daß ihn jemand unterbrach, dann konnte er mit den längsten Satzbildungen und den schwierigsten Worten aufwarten. Und dann war der Schiffer ganz besonders stolz auf ihn.

Wie kurz auch die Antwort des Steuermanns dem Uneingeweihten klingen mochte — der Kapitän verstand ihn sofort. Er wandte sich zu dem Jungmann — ernst aber höflich, denn er war ein sehr volkstümlicher Mann:

„Du verdammter Grünshnabel! — glaubst du nicht, daß ich diese Dinge besser verstehe als du? — ich, der ich an nichts anderes gedacht habe als Schiffer zu werden, seitdem ich drei Käse hoch war! Aber ich weiß wohl, was du und deinesgleichen willst! Ihr kümmert euch um den Teufel um das ganze Fahrzeug und wenn ihr uns Alten die Macht nur so nehmen könntet, so würdet ihr auf den ersten, besten Felsen auflaufen — und dann den Whiskyvorrat plündern. Aber daraus wird euch nichts werden — du, junger Hund du! — und hier bleiben wir liegen, solange es mir gefällt.“

Als dieser Beschluß an die Volksversammlung gelangte, weckte er den großen Unwillen bei den Jungen und Unreifen. Das war ja zu erwarten. Aber auch die Freunde und Bewunderer des Kapitäns schüttelten den Kopf und waren der Ansicht, daß dies eine sehr boshafte Antwort sei. Es sei doch nur eine Frage gewesen, und das Fragen stünde doch jedem frei.

Jetzt verbreitete sich nun eine mehr und mehr um sich greifende Mißstimmung, welche unter diesen friedliebenden Menschen etwas Unerhörtes war. Sogar den Schiffer, welcher sonst nicht so leicht eine Sache sah oder begriff, wollte es bedünken, daß er viele ärgerliche Befehle fähe; und er nicht mehr zufrieden mit der Haltung der Besatzung, wenn er auf Deck trat mit seinem freundlichen „Guten Morgen — ihr Schlingel!“

Aber der Steuermann hatte längst Lunte gerochen, denn er hatte eine feine Nase und lange Ohren. Daher merkte man einige Abende nach dem unglückseligen Besuche des Jungmanns, daß im Hinterteil des Schiffes etwas Außergewöhnliches im Werke sei.

Der Kajütenjunge mußte drei Touren mit dem Toddykessel machen; und die Erzählung, welche er nach der letzten Tour im Koop zum Besten gab, klang in Wahrheit furchtbar beunruhigend.

Wie es hieß, habe der Steuermann während zwei Stunden ununterbrochen gesprochen; vor sich auf dem Tische hatten sie: Barometer, Chronometer, Kompaß, Sextant, das Schiffsjournal und die halbe Schiffsbibliothek. Diese bestand aus Kingos Psalmbuch und einem holländischen „Kartenbuch“; denn der Kapitän verstand sich gerade so gut auf die neuen Psalmen, wie der Steuermann auf die neuen Karten.

Jetzt sah der Schiffer nun und stach mit einem großen Zirkel auf der Karte umher, während der Steuermann mit all seinen längsten und schwersten Worten sprach.

Besonders war da ein Wort, daß sich immer wiederholte, und das hatte der Bursche auswendig gelernt; dann wiederholte er es immer und immer wieder für sich, während er die Kajitentreppe hinauf über das Deck nach dem Koop zuzuging; und in demselben Augenblick, wo er die Tür aufriß, schrie er: „Initiative, — hieß

es! merkt euch das Wort, Jungen! — schreibt es auf — Initiative!“

„Initiative“ wurde mit vieler Mühe buchstabiert und mit Kreide auf den Tisch geschrieben. Und während der langen Erzählung des Kajütenjungen sahen all diese Menschen und starrten voll Angst und gespannter Erwartung auf das lange mystische Wort.

„Und dann“ — schloß endlich der Junge, — „dann sagte der Steuermann: aber wir wollen selbst die — was dort auf dem Tische steht — ergreifen —“.

„Initiative!“ schrien sie wie aus einem Munde.

„Ja, ja! So hieß es! — und jedesmal, wenn er es sagte, dann schlugen beide mit ihren Fäusten auf den Tisch und sahen mich an, als ob sie mich fressen wollten. Deshalb glaube ich, daß es eine neue Art von Revolver ist, nach dem sie greifen wollen.“

Aber das glaubten die andern nicht; so schlimm war es doch wohl nicht. Das aber irgend etwas bevorstand, das war ja klar. Und die, welche nicht auf der Wache waren, gingen mit bangen Ahnungen in die Koje, und die Hundewache — denn es wurde ordentlich Wache gehalten — tat die Nacht kein Auge zu.

Um sieben Uhr am nächsten Morgen waren sowohl Schiffer wie Steuermann auf Deck. Keiner von den Leuten konnte sich erinnern, sie jemals so früh am Tage gesehen zu haben. Aber es war jetzt keine Zeit, sich dem Erstaunen hinzugeben. Denn nun folgte Schlag auf Schlag die Ordre zum Segeln: Die Anker gelichtet! Zwei Mann an Land und die Ketten gelöst!

Freude und Bewegung kam unter die Mannschaft, und so schnell ging es, daß die Brigg in weniger als einer Stunde unter Segel war.

Der Schiffer sah den Steuermann an; beide schüttelten den Kopf: „Solche Teufelseile!“

Nach kurzem Kreuzen in dem großen Hafen segelte sie um die Landzunge herum und stach dann in See. Es wehte eine frische Brise, und die See ging hoch.

Der Steuermann stand mit einem ungeheuren Stück Kataback im Munde rittlinks über der Steuerpinne; denn solch ein Teufelskram, wie ein Steuerrod, sollte niemals an Bord kommen, solange er etwas zu sagen hatte.

Der Schiffer stand auf der Kajitentreppe mit der Kapuze über dem Kopfe. Er sah etwas grünlich aus und ließ sehr oft in die Kajüte hinunter. Der alte Bootsmann glaubte, daß er auf der Karte suche; der Jungmann meinte, er tränke Whisky, und der Kajütenjunge schwor darauf, daß er sich erbräcke.

Die Mannschaft war in der besten Laune; es war eine solche Erfrischung, wieder Seeluft einzatmen und die Bewegung des Schiffes unter den Füßen zu fühlen. Ja, selbst die alte Brigg schien bei Laune zu sein; sie tauchte so tief in die Wellen wie sie nur konnte und machte vielmehr Gischt, als nötig war.

Die Jungen hielten Lugaus nach hohen Wellen. „Da kommt ein Riese!“ riefen sie, „wenn er jetzt nur ordentlich trifft“ und das tat er!

Es war eine ordentliche Welle, höher als die übrigen. Sie näherte sich bedächtig, legte sich nieder und zielte; dann hob sie sich plötzlich — und gab damit der Brigg, die hausbackig wie ein Posaunenengel war, einen gewaltigen Klapps auf die Backbordswange, daß die ganze Karree zitterte. Und hoch über das Takelwerk und weit über das Deck spritzte der frische Salzschaum; er ging wirklich so weit, daß der Kapitän den Kopf in seinem Deckrock verstecken mußte.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

3. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 29

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
:: Nummernfrage Nr. 23. ::

Bremen, den 20. Juli 1918

Einzelnummer 20 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 84 Pfg.,
vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Ein offenes Schreiben Mehrings an die Bolschewiks	Seite 173
Eine Programmrede von Lenin	„ 174
Wirklichkeit und Einbildung in der linksradikalen Bewegung. Von Julius Diamann, Wien	„ 176
Arbeitergedanken. Von M. Harger	„ 177
Uns unserm politischen Tagebuch	„ 178

Ein offenes Schreiben Mehrings an die Bolschewiks.

Werte Genossen!

Es kann von meiner Seite zu selbstbewußt erscheinen, wenn ich als einer eurer deutschen Gesinnungsgenossen mich erdreiste, euch, russische Genossen, meinen brüderlichen Gruß und die herzlichsten Glückwünsche zu übersenden. In Wirklichkeit schreibe ich an euch nicht als Privatperson, sondern als ältestes Mitglied der Gruppe Internationale und der Spartakusgruppe.

Könnte ich euch wenigstens eine trostreichere Nachricht aus dem inneren Leben der deutschen Arbeiterwelt bringen! Einem Delfink gleich fährt der Regierungssozialismus fort, alles, was ihn umgibt, in sich aufzusaugen. Ungleich mehr gibt der Umstand zu denken, daß die Arbeitermassen noch immer dem Regierungssozialismus zufließen, der hierdurch die Möglichkeit erhielt, die Unabhängige Sozialdemokratie in drei Wahlkämpfen vernichtend zu schlagen.

Der eine dieser Wahlkämpfe (Potsdam-Spandau-Osthavelland), der schon lange Zeit zurückliegt, läßt sich noch einigermaßen erklären. . . Anders verhielt es sich in den Kreisen Niederbarnim und Zwickau-Crimmitschau, wo kürzlich Ersatzwahlen für die verstorbenen Abgeordneten Stadhagen und Stolle, die der Unabhängigen Sozialdemokratie angehörten, stattgefunden haben. Beide Wahlkreise waren alter Besitz der Partei. Sie hatten immer radikale Vertreter entsandt, und die bürgerlichen Parteien stellten in beiden Fällen eigene Kandidaten auf, so daß der Kampf nur zwischen Abhängigen und Unabhängigen ausgefochten wurde. Die Abhängigen trugen, wie dem auch sei, den Sieg davon. Natürlich machte das auf alle unsere Freunde einen deprimierenden Eindruck. Man darf hierbei natürlich nicht den Umstand aus dem Auge lassen, daß der Kampf nicht mit gleichen Waffen geführt wurde.

Doch welches Gewicht man dieser Ungleichheit auch beilegen mag, sie genügt noch bei weitem nicht, um die

Schwere der beiden Niederlagen zu erklären: In der Zeit des Sozialistengesetzes haben die Sozialdemokraten oft unter gleich ungünstigen oder noch schlimmeren Verhältnissen den Sieg davongeklagen. Die wahre Wurzel des Übels liegt tiefer. Sie ist während dieser Wahlen, wie schon früher in einigen Symptomen, zutage getreten: es mangelt der Unabhängigen Sozialdemokratie an der verbenden Kraft, um die proletarischen Massen aufzurütteln und fortzureißen.

Von den Mitgliedern der Partei als Persönlichkeiten läßt sich nichts Schlechtes sagen. Es gibt unter ihnen tüchtige Leute, und sie alle erstreben natürlich das Beste, aber als Partei sind sie unter keinem günstigen Stern geboren.

Zu spät und erst nach langem Schwanken haben sie sich von den Regierungssozialisten losgelöst, an deren Sünden sie wohl über lange Zeit teilgehabt haben. Auch der Zusammenschluß zur Partei erfolgte nicht auf der Grundlage einer allgemeinen und klaren Weltanschauung. In vielen, darunter auch in wichtigen Fragen gehen ihre Ansichten auseinander. Das Bindeglied zwischen ihnen bildet nicht die Parole „vorwärts“, sondern „rückwärts“.

Sie möchten die alte deutsche Sozialdemokratie, die bis zum 4. August 1914 bestanden hat, wieder herstellen. Aber dieses Ziel der Unabhängigen ist nichts als eine Utopie, zudem eine reaktionäre, da sie die Absicht hat, den Leichnam auszugraben und ihn zu neuem Leben zu schmücken. Die frühere deutsche Sozialdemokratie mit ihrer alten erprobten Taktik ist in Stücke geschlagen und begraben. Sie besteht nicht mehr: Es gibt nur noch eine deutsche Sozialdemokratie, die sich im August 1914 gebildet hat.

Diese Trauer der unabhängigen Sozialdemokraten um die unwiederbringliche Vergangenheit entspricht ihrer völligen Blindheit gegenüber den treibenden Kräften der Gegenwart. Den ihnen durch die Niederbarnimer Niederlage zugefügten Schmerz wollen sie durch einen heftigen Feldzug gegen die Bolschewiks mildern, den hier der Menschewik Stein und neben ihm oder richtiger über ihm der große Theoretiker K. Kautsky führen. In der Tat, sie begehen eine Heldentat und beweisen einen unerschöpflichen Born von Staatsweisheit! Könnte dies Marx erfahren, er würde sich im Grabe umdrehen. Für die Partei ist überhaupt kennzeichnend, daß sie noch immerfort fortfährt, für Kautsky als einen heiligen Propheten zu schwärmen, obgleich sie, mindestens seit dem 4. August 1914, wissen mußte, daß diesem gelehrten